



⇒ Jonas Hagedorn

Ein großer Wurf! Wie Maria Dammayr das Pflegesystem Österreichs analysiert

Die Organisation von Pflegearbeit in konservativen Wohlfahrtsstaaten Westeuropas ist ein Thema, das zunehmend an Fahrt aufnimmt. Zahlreiche Faktoren deuten darauf hin, dass die Frage nach den institutionellen Bedingungen und organisationalen Arrangements in der Erbringung informeller und formeller Pflegeleistungen eine der brennenden sozialpolitischen Fragen der Zukunft sein wird. Unter diese Faktoren fallen etwa der Anstieg von Pflegebedarfen im Zuge alternder Gesellschaften, die Abnahme familialer Unterstützungsressourcen, die steigenden Arbeitskosten in den personenbezogenen Dienstleistungen und die relative Verringerung der Zahl der erwerbstätigen Beitragszahler*innen, die – in der Generationensolidarität stehend – für die älteren Pflegebedürftigen aufkommen. Der Pflegesektor ist im Umbruch – und zwar in allen traditionell konservativen Wohlfahrtsstaaten, die über Jahrzehnte hinweg durch familialisierende Politiken auf die Sorge- und Pflegeressourcen der Familien, insbesondere der Frauen, gesetzt haben. Diese Quellen versiegen in dem Maße, wie die Erwerbsbeteiligung der Frauen anwächst und Rollenerwartungen aufgebrochen werden.¹

Unter dem Titel *Legitime Leistungspolitiken?* hat Maria Dammayr ihre bei Brigitte Aulenbacher in Linz geschriebene Dissertation nun als Buch vorgelegt. Die Autorin ist in der deutschsprachigen feministischen Care-Theorie-Szene eine bekannte und geschätzte Wissen-

schaftlerin und sowohl ihre Artikel wie (u.a. mit Brigitte Aulenbacher herausgegebene) Sammelbände sind Referenzen des wissenschaftlichen Diskurses.²

Zunächst ein kurzer Blick auf die Anlage des Buches: Das

Dammayr, Maria (2019): Legitime Leistungspolitiken? Leistung, Gerechtigkeit und Kritik in der Altenpflege, Weinheim / Basel: Beltz Juventa (Arbeitsgesellschaft im Wandel). 446 S., ISBN 978-3-7799-6030-0, EUR 49,95.

DOI: 10.18156/eug-2-2019-rez-2

(1) Die Rezension entstand im Rahmen des DFG-finanzierten Forschungsprojekts *Zukunftsfähige Altenpflege. Sozialethische Reflexionen zu Bedeutung und Organisation personenbezogener Dienstleistungen*.

(2) Vgl. z.B. Aulenbacher/Dammayr (2014); Aulenbacher/Dammayr (Hg.) (2014); Aulenbacher et al. (Hg.) (2017).

Buch besteht aus sieben Kapiteln. Nach einer knappen Einleitung (11–19) diskutiert Dammayr im zweiten Kapitel (20–47) Leistungs- und Ansprüche an Arbeit und Pflege im Kontext von Legitimität und Gerechtigkeit. Im dritten Kapitel (48–97) legt sie ihren sozialtheoretischen Standpunkt offen, von dem aus sie die verschiedenen Regulierungsebenen und Steuerungsinstrumente betrachtet, die auf die Erbringung von Pflegedienstleistungen in Österreich einwirken. Dabei handelt es sich um eine Kombination von drei Perspektiven: (a) die Perspektive der institutionellen Logiken (und normativen Orientierungen), (b) die Perspektive des Französischen Pragmatismus und (c) die Governance-Analyseperspektive. Das Forschungsdesign und ihr forschungspraktisches Vorgehen breitet die Autorin im vierten Kapitel aus (98–114). Dort wird auch deutlich, wie die zentralen Forschungsfragen mit den gewählten drei sozialtheoretischen Perspektiven zusammenhängen: (a) »Welche Formen politischer Steuerung und welche institutionellen Logiken prägen das Feld der Altenpflege?« (b) »Welches Verständnis von guter Pflege formulieren Beschäftigte und welche Ansprüche an Arbeit sind damit verbunden?« (c) »Mit welchen leistungspolitischen Anforderungen sind Pflegepersonen im Alltag konfrontiert? Treten aus ihrer Sicht Spannungen zwischen den verschiedenen Anforderungen auf und wie bewältigen sie diese?« (97) Ausgehend von Verfeinerungen bzw. Korrekturen an der Wohlfahrtsstaatstypologie Gøsta Esping-Andersens³ und u.a. entlang der mittlerweile bewährten Regimeanalyse⁴ von Wohlfahrts- und Care-Regime, Geschlechterregime und Migrationsregime zeichnet Dammayr im fünften Kapitel (115–192) ein detailscharfes Bild der österreichischen Altenpflege und diskutiert deren pflegepolitische Herausforderungen. Das sechste Kapitel (193–392) ist das empirische Kernstück der Arbeit, in dem auf 200 Seiten eine Fülle an Material (Daten aus 34 Interviews mit Beschäftigten in sechs Pflegeeinrichtungen sowie aus Organisations- und Trägerleitbildern⁵) dokumentiert,

(3) Dammayr nennt z.B. Ostner (1998); Leitner (2013).

(4) Vgl. etwa Auth (2017).

(5) Die Neuentwicklung von Organisations- und Trägerleitbildern »ist vor dem Hintergrund aktueller Umstrukturierungen und Reorganisationsprozesse zu sehen, bei denen die Altenpflegeeinrichtungen in neuer Weise mit den Orientierungsmustern des Wettbewerbs- und Markt Denkens durchdrungen werden. Dabei kommt es zu Widersprüchen in den Praktiken sowie zu Brüchen in den traditionellen Vorstellungen von der Pflege alter Menschen, was eine Neubestimmung (auch im Rahmen eines neuen Leitbildes) notwendig erscheinen lässt.« (111) »Haben Leitbilder [...] besonders in Zeiten gesellschaftlichen Umbruchs Konjunktur, brechen die darin transportierten Vorstellungen doch nicht ganz mit der Vergangenheit.« (111)

strukturiert und evaluiert wird. Im siebten Kapitel (394–414) bündelt die Autorin ihre Ergebnisse in einem Fazit und schließt mit einem Ausblick zu Leistung und Gerechtigkeit in der Sorgearbeit.

In ihrem Buch analysiert Dammayr zentrale Anerkennungs- und Zielkonflikte im Pflegesystem Österreichs. In den Konflikten sind widerstrebende Strategien virulent, die mit den Begriffen der Ökonomisierung, der Akademisierung und (De-)Professionalisierung, der (De-)Regulierung, der Subjektivierung und der (Teil-) oder (De-)Kommodifizierung überschrieben werden.

Man merkt schon auf den ersten Seiten: Hier ist eine echte Kennerin am Werk. Es geht nicht um die nachholende Bestätigung vorgefasster Urteile, sondern um die präzise Rekonstruktion normativer Grundmuster und externer Vorgaben, welche die in der stationären Pflege tätigen Menschen unter Druck setzen – etwa zwischen dem Anspruch, gute Pflege leisten zu wollen, und dem Widerspruch, unter Zeitdruck zu stehen und in der Arbeitsverdichtung dem erlernten und verinnerlichten Anspruch guter Pflege nicht gerecht werden zu können.⁶ Während Konzepte, die nicht »individuell und bedürfnisorientiert unter Berücksichtigung biographischer und sozialer Aspekte« die Standards pflegerischen Handelns prägen, längst obsolet seien und »eine überstülpende Pflege nach dem Modell ›Warm, satt, sauber‹ [...] weitgehend abgelehnt« (272) werde, sähen sich professionelle Pflegekräfte oft genötigt, ebendiesen professionsspezifischen Ansprüchen an die Qualität von Pflege und Betreuung zuwiderzuhandeln.

Die bohrende Frage nach dem *Wie* gerechter oder legitimer Leistungspolitiken ist leitend für Dammayrs Arbeit. Antworten auf Gerechtigkeits- und Legitimitätsfragen nähert sich die Autorin, indem sie Narrative und Handlungspraktiken der Pflegenden zwischen Anspruch und Widerspruch seziert. Diese Herangehensweise bringt einerseits ein breites Spektrum von Zerrissenheit und Konfliktrichtigkeit in der (stationären) Pflegearbeit zum Vorschein, andererseits aber auch problemlösende Potenzen, die von den Pflegenden selbst ins Spiel gebracht werden. »Werden die normativen Prinzipien einer Ordnung kritisiert und wird handelnd mit ihnen gebrochen, so drückt diese Verweigerung mangelnde Folgebereitschaft und brüchige Legitimation aus.« (45)

Diesem aufspürenden Verfahren liegt eine methodische Herausforderung großen Stils zugrunde: nämlich von der deskriptiv-

(6) Das alles deckt sich mit den Erhebungen zum *DGB-Index Gute Arbeit*; vgl. Ver.di (Hg.) (2013); Ver.di (Hg.) (2018).

wiedergebenden Ebene subjektorientierter Positionen zu »Legitimität, Kritik und Gerechtigkeit« (91, 394) auf die Ebene verallgemeinerungsfähiger präskriptiver Urteile zu gelangen, ohne die normativen (Selbst-)Aussagen der Interviewpartner*innen bis zur Unkenntlichkeit zu verformen.

Zu Recht weist Dammayr in diesem Zusammenhang auf das Repräsentationsproblem vieler sozialwissenschaftlicher Disziplinen hin. Wie wird das »Jedermannsrecht der Kritik« (88) gewahrt? Wie kommt das Jedermannsurteil über gesellschaftliche Verhältnisse, das den »alltäglichen Lebenserfahrungen jedes Einzelnen« (88) entspringt, zur Sprache? Dammayr geht in ihrer Arbeit den Weg über die Erwerbsarbeit in den personenbezogenen Pflegedienstleistungen. Aus der Kritik des Subjekts, das als Pflegeerwerbstätige*r in der Arbeitsteilung bzw. im Leistungsaustausch ihrer*seiner sozialen Position gewahrt wird und diese Position zum Ausgangspunkt ihrer*seiner (widerständigen) Auseinandersetzung mit der Gesellschaft macht, erwächst Gesellschaftskritik. Der »französische[n] pragmatische[n] (sic!) Sozialwissenschaft« (88) folgend⁷, setzt Dammayr die pflegeerwerbstatigen Subjekte »als Ursprung und als Schöpfer kritischer Urteile« in Szene – »als Subjekte der Kritik« (88). »Der Ansatz des Französischen Pragmatismus ermöglicht [...], über die in den Narrativen und Praktiken der Beschäftigten enthaltenen Rechtfertigungen auf die Legitimität aktueller Steuerungs- und Leistungspolitiken zu schließen und darüber Auskunft zu geben, welche Ordnung in bestimmten Situationen Geltung beanspruchen kann.« (92)

Die besondere Kraft des Buches liegt in der präzisen Dokumentation der Aussagen von Personen mitten in der alltäglichen stationären Altenpflege(organisation) und in der Fokussierung dieser Aussagen aus unterschiedlichen Blickwinkeln. Die für moderne Arbeitsgesellschaften typischen Identitätsmarker der Erwerbsarbeit werden dabei immer mitbedacht: »Arbeit dient [...] nicht einzig dem Gelderwerb und der eigenen Existenzsicherung, sondern ist den Beschäftigten im Sinne einer inhaltlichen Arbeitsorientierung wichtig, die darauf

(7) Anders als der (US-)Amerikanische Pragmatismus, der mit William James, Charles Sanders Peirce und John Dewey zu einer eigenständigen, gut abgrenzbaren ›Schule‹ wurde, ist der sogenannte Französische Pragmatismus jüngerer Datums. Er entstand – so Dammayr – Anfang der 1970er-Jahre »teils in Abgrenzung zur bis dahin dominanten bourdieuschen Soziologie« (71). Dammayr setzt den »im Rahmen der neueren französischen Sozialwissenschaften entwickelte[n]« (16) Französischen Pragmatismus mit der »Ökonomie der Konventionen« gleich und verweist in diesem Zusammenhang vor allem auf die Autoren Boltanski/Thévenot (1991/2007); Dubet (2008); Diaz-Bone (2015).

abzielt, »eine sozial sinnvolle, gesellschaftlich nützliche Arbeit zu leisten.« (29)⁸

Zur Absicherung ihres Forschungsdesigns bringt Dammayr – vor allem im dritten Kapitel des Buches – geschickt verschiedene Autorinnen und Autoren miteinander ins Gespräch, darunter die französische Wirtschaftswissenschaftlerin Ève Chiapello und die französischen Soziologen Luc Boltanski und François Dubet..

Damayr unterscheidet bei ihrem weiteren Vorgehen drei Analyseebenen: die Makroebene gesellschaftlicher Institutionen, die Mesoebene der Organisationen und die Mikroebene der Individuen. Dabei wird ein gedanklicher Bezugsrahmen aufgespannt, der die Aufmerksamkeit auf Querverbindungen und Wechselwirkungen zwischen Institutionen, Organisationen und Individuen lenkt. So geraten gegenläufige Tendenzen in den Blick, die das spannungsreiche, komplexe Neben- und Gegeneinander unterschiedlicher Strategien sichtbar machen. Die Handlungspraktiken werden nicht einfach angetippt, sondern – auch in ihrer Widersprüchlichkeit und vielfältigen Auslegbarkeit – entfaltet.

Mit einem Sensus für institutionelle Widersprüche entwickelt Dammayr eine tiefenscharfe Analyse, wie ein traditionell konservativer Wohlfahrtsstaat auf den Kostendruck in den Pflegedienstleistungen reagiert (hat); Pflegedienstleistungen, die eine alternde Gesellschaft so dringend benötigt. Ihr Interesse liegt dabei nicht darin, Pfadabhängigkeiten und -erweiterungen eines überforderten Modells konservativer europäischer Wohlfahrtsstaatlichkeit nachzuzeichnen. Aber sie liefert viele Informationen, wie spätestens seit den markanten Einschnitten der 1990er-Jahre in Österreich pflege- und leistungspolitisch ausgerichtete (Quasi-)Markt- und Wettbewerbsschaffung betrieben wurde: schleichend, politisch nicht sonderlich reflektiert und wohl weitgehend unbemerkt von der Öffentlichkeit. Und wie (weitere) familiarisierende Maßnahmen – mit legitimatorischem Rückgriff auf das Subsidiaritätsprinzip – in österreichischen Pflegepolitiken ein Ventil boten, durch Informalisierung und Prekarisierung (vorübergehend) Kostendruck aus dem Pflegekessel zu nehmen.

Damayr thematisiert, dass der Wunsch vieler Pflegebedürftiger und Angehöriger, zu Hause versorgt zu werden, zentral mit »dem wohlfahrtsstaatlich-kulturellen Leitbild, in dem familiäre Versorgung priorisiert wird« (230), zusammenhänge. Der in Österreich (und Deutschland) ausgeprägte Wunsch nach einer häuslichen Betreuungsform ist also nicht in Stein gemeißelt, sondern vielmehr eine ge-

(8) Das Zitat im Zitat geht zurück auf Hürtgen (2014), 38.

sellschaftlich erzeugte und damit kontingente Präferenz (*Adaptive Präferenz*).

Das Buch macht auch sehr deutlich, welche informalisierenden bzw. deprofessionalisierenden Tendenzen ein Pflegegeld als »unregulierte Transferleistung« entwickelt, das in Österreich (ebenso wie in Deutschland) nicht an »die Inanspruchnahme von (formellen) Pflegeleistungen und damit an das Sachleistungssystem« (123) gekoppelt ist. Dammayr macht in diesem Zusammenhang einen markanten Anreiz zur familiären Pflege bzw. zur Delegation der Arbeit an migrantische Dienstleisterinnen in (bis zur Legalisierung durch das Hausbetreuungsgesetz irregulären, aber seit 2007) offiziös legalisierten Beschäftigungsverhältnissen aus. Die simulierte Empörung in der Causa Schüssel (»Kanzler im Pflegenotstand«)⁹ wurde zum willkommenen Anlass, die verbreitete Praxis illegaler Beschäftigung in der häuslichen Pflege zu legalisieren. Dammayr betont, »dass der Legalisierungsprozess unter besonderer Berücksichtigung der Pflegebedürftigen und ihrer Familien erfolgt ist (Nicht-Kriminalisierung), weniger jedoch mit Blick auf die Arbeits- und Rahmenbedingungen der in diesen Arrangements beschäftigten MigrantInnen« (129). Statt der Nutzung professioneller Pflegedienstleistungen hat Österreich eine der höchsten Nutzungsraten von ›Cash-for-Care‹-Geldleistungen in Europa, die zur Finanzierung häuslicher Angehörigen- oder Live-in-Pflegearrangements verausgabt werden (vgl. 124).

Natürlich bezieht Dammayrs Fahndung nach Merkmalen institutioneller und organisationaler Veränderung auch ausgiebig die »Übertragung von der Management- und Betriebswirtschaftslehre entlehnten Instrumenten [...] in öffentliche Verwaltungen und soziale Bereiche« ein – von Instrumenten »wie Kontraktmanagement und Leistungsvergleiche, Budgetierung, Kostenrechnungen und Controlling, Total Quality Managementsystemen und Informationstechnologien, aber auch KundInnenorientierung, Dezentralisierung und flachen Hierarchien sowie Prinzipien der Eigenverantwortung (z.B. über eigene Budgets)« (146). Von interessierter Seite und von hilflosen Politikern, die sich außerstande sahen, die Kostensteigerungen in den sozialen Diensten politisch zu vermitteln, wurde der ›alte‹ Sozialkorporatismus

(9) Im August 2006 wurde bekannt, dass die Familie von Wolfgang Schüssel, dem damaligen österreichischen Bundeskanzler und ÖVP-Spitzenkandidaten, eine slowakische Betreuungsperson illegal beschäftigte; vgl. Schmid (2009), 67. »Der Wahlkampf für die Nationalratswahlen Anfang Oktober hatte sein Schwerpunktthema.« (ebd.) Die ÖVP verlor die Wahl. Eine Sofortmaßnahme des neu gewählten Nationalrates war die Gewährung rückwirkender Straffreiheit (›Amnestie‹) bei Verstößen gegen Arbeits- und Sozialversicherungsrecht in privaten Haushalten.

(ähnlich wie in Deutschland) madig gemacht und politisch eine Abkehr vom bedarfswirtschaftlichen Modell bürokratisch-administrativer Steuerung in den sozialen Dienstleistungen vollzogen – verbunden mit dem bekannten, mittlerweile aber wohl weithin ungläubwürdigen neoliberalen Glaubensbekenntnis, »über Wettbewerbselemente Kosten zu senken, Angebote zu verbessern sowie die Versorgung der Bevölkerung mit Kollektivgütern zu gewährleisten« (146). Das Verbot staatlicher Beihilfen auf EU-Ebene und der Versuch, einen unverfälschten Wettbewerb auf dem Binnenmarkt zu implementieren, hätten, wie die Autorin bemerkt, ihr Übriges getan (vgl. 151).

Die »Verprivatwirtschaftlichung des Sorgens« (12, 153) und das im Rahmen des *New Public Management* immer rigider werdende Wirtschaftlichkeitsparadigma haben – aller Apologetik zum Trotz – einer *Austeritätspolitik des Sozialen* den Weg bereitet und damit die Prekarisierung des Sozialbereichs eingeleitet (vgl. 153–155). In Ländern wie Österreich, in denen die Wohlfahrtsträger eine wichtige Rolle in den sozialen Diensten spielen, seien diese (ebenso wie alle anderen Player) unter Kostendruck gesetzt. »Die freien Wohlfahrtsträger müssen daher auf die Zuschussreduktionen der Länder mit Personalabbau [...], einer Erhöhung der Fallzahlbelastung pro MitarbeiterIn, dem sukzessiven Abbau von Infrastruktur- und Sachkosten sowie mit einer Erhöhung ihrer Eigenwirtschaftsquote reagieren.« (156) Je nach pflegepolitischer Ausrichtung der einzelnen Bundesländer erklären sich in Österreich regionsbezogene Unterschiede, was das Vordrängen privat-gewinnorientierter Einrichtungen und das ›Geschäft mit der Pflege‹ angeht. Auffällig sei, dass die privaten Betreiber in den fünf Bundesländern mit dem höchsten BIP pro Kopf bisher »noch eine eingeschränkte Rolle« (158) zu spielen scheinen.

Dammayr nennt auch die Kehrseite der Medaille der Verprivatwirtschaftlichung – nämlich eine Art gegenläufige und auf den ersten Blick kontraintuitive ›Verstaatlichung‹.¹⁰ Für den »Rationalisierungs- und Einsparungsdruck« seien nämlich »weniger Wettbewerbsdynamiken verantwortlich als vielmehr die in den Leistungsverträgen definierten Sätze und Zeiteinheiten für einzelne Teilleistungen. Der Druck zu Einsparungen und Rationalisierung wird dabei direkt durch die staatlichen Vorgaben vermittelt.« (161f.)

Zu den weiteren Vorzügen des Buches zählt der stete (durch die Auswahl der Interviewpartner*innen angelegte¹¹) Blickkontakt zu den

(10) Vgl. Möhring-Hesse (2008).

(11) So wurden die Expert*inneninterviews mit Personen aus drei öffentlichen oder privat-gemeinwohlorientierten Einrichtungen geführt (gegenüber einer Leasingfirma). Bei den

öffentlichen und freigemeinnützigen Einrichtungen. In dem Maße, in dem betriebliche Managementstrukturen eingezogen wurden und seither Strategien der Reduktion und Verdichtung gefahren werden, sehen sich die freigemeinnützigen Einrichtungen in ihrem ideellen Selbstverständnis herausgefordert. »Es kommt zu Einsparungen beim Personal, was einerseits dessen Abbau bedeutet, oder es werden Einsparungen in der Anrechnung von Dienstzeiten vorgenommen [...]. Für die verbleibenden MitarbeiterInnen entsteht schließlich eine ›doppelte‹ Arbeitsverdichtung, zumal ein geringerer Personalbestand höheren Angebotsanforderungen entgegensteht und zudem die Organisation neue Strategien der Geldakquise wie Projektfinanzierung, Suche und Erhalt von Kooperationen, Fundraising, Spendenerwirtschaftung etc. integrieren muss. Auch müssen weniger ertragreiche Angebote eingeschränkt werden.« (164) Dabei ist zu berücksichtigen, dass Wohlfahrtseinrichtungen in Rekurs auf Lewis A. Cosers Buch *Greedy Institutions*¹² als gierige Institutionen bzw. Organisationen gelten können, die mit einer hohen intrinsischen Motivation und einem ausgeprägten Sorgeethos ihrer Mitarbeiter*innen etwa im Pflegebereich rechnen (vgl. 164). Bei der Lektüre von Dammayrs Buch kommt unvermeidlich die Frage auf, welchen Preis die Umprogrammierung der Leistungsanforderungen und -politiken durch die neuen subjektzentrierten Rationalisierungsformen (darunter unbezahlte Mehrarbeit) langfristig von den Beschäftigten im Pflegesektor fordern wird, gerade wenn das Moment der Marktlogik und Arbeitskraftverwertung auch bei den Freigemeinnützigen zusehends ungeschminkt sichtbar ist. Im Anschluss an Dorothea Greiling¹³ spricht Dammayr in diesem Zusammenhang von offenkundig nicht ausbalancierten »Widersprüche[n] zwischen Mission und Markt« (166).

Mit Akribie geht die Autorin auf Wortgebrauch, Selbstrelativierungen und -korrekturen ein; sie macht deutlich, wie Erwerbstätige in einem von so vielen Seiten bedrängten Arbeitsbereich beginnen, sich und ihr Handeln vielfältig, eben auch widersprüchlich auszulegen. In diesem Zusammenhang richtet Dammayr ihr Augenmerk z.B. auf bestimmte Adjektive, die in das diskursive Feld der Pflegepolitik und -

episodischen Interviews (vgl. 102) mit Erwerbstätigen handelte es sich um vier öffentliche oder privat-gemeinwohlorientierte Einrichtungen (gegenüber zwei privat-gewinnorientierten).

(12) Vgl. Coser (1974/2015). Ebenso wie die »traditionale Welt« es tat, bringe die sogenannte moderne Welt, so Coser, »Organisationen und Gruppen hervor, die [...] totale Ansprüche an ihre Mitglieder stellen und innerhalb ihres Kreises versuchen, die gesamte Persönlichkeit zu vereinnahmen. Sie könnten gierige Institutionen genannt werden, insofern sie auf das exklusive und ungeteilte Engagement aus sind.« (ebd., 14)

(13) Vgl. Greiling (2014), 239.

organisation eingeführt wurden und deren Suggestivkraft in den Interviews zum Vorschein kam. Ein eindrückliches Beispiel ist der sogenannte »schonende« Umgang mit Ressourcen, den geschulte Leitungskräfte einfordern. Anders als »sparsam« besitze »schonend« eine deutlich positivere Konnotation (vgl. 279). Ähnliches gilt für die Bezeichnungen, die Körperpflege »schneller« durchzuführen oder »kürzer« zu halten. Wenn von der semantischen Beschönigung, das Programm »kürzer« zu halten, abgewichen wird, kommt es zur Selbstkorrektur des Interviewpartners (vgl. 335).

Die Verprivatwirtschaftlichung zeitigt, so Dammayr, einen Rollenwandel mit ambivalenten Folgen auf Seiten der (Angehörigen von) Pflegebedürftigen in stationären Einrichtungen – vom nachsichtigen, duldsamen Patienten (oder Angehörigen) zum fordernden (»auch emanzipatorisch zu deutenden«) Kunden. »Mit dem Motto ›Leistung für Geld‹ zieht somit ein stärker marktorientiertes Denken in die Pflegeeinrichtungen ein: Kaufkraft legitimiert Anspruchshaltungen und stützt damit den – grundsätzlich begrüßenswerten, weil auch emanzipatorisch zu deutenden – Wandel von Pflegebedürftigen und Angehörigen als Bittsteller zu Anspruchsberechtigten.« (205)

Der Versuch, »über unterschiedliche Reorganisationsprozesse die Wettbewerbsfähigkeit von Bereichen und Einrichtungen [...] sozialer Dienstleistungen« zu befördern, zwingt die Wohlfahrtseinrichtungen seit Jahren, eine »Hybridisierung mit marktlichen Orientierungen« (191) vorzunehmen. Dabei schaffe er bei den Freigemeinnützigen die bereits angesprochenen und kaum überbrückbaren Spannungen in Konzeption und Kommunikation des eigenen Selbstverständnisses. Ferner führe er professionspolitisch einerseits in eine *Aufwärtsspirale*, die durch Akademisierung die klassische Nicht-Profession Pflege zur Profession erheben soll, und andererseits in eine *Abwärtsspirale* der Entwertung vermeintlich niederer grundpflegerischer und Betreuungsdienste. Dammayr bemängelt diese Aufspaltung von *Cure-* (paramedizinisch-behandlungspflegerische Leistungen) und *Care-* Leistungen (betreuende und grundpflegerische Leistungen). »Erstere werden als professionelle Kerntätigkeiten konzipiert und letztere als relativ unqualifizierte bzw. periphere vor- und nachgelagerte Bereiche von Pflege- und Sorgearbeit.« (176) »An die Stelle von Ganzheitlichkeit tritt Fragmentierung und eine inhaltliche Aufspaltung der Pflegearbeit.« (176) Mit diesen Professionalisierungs- und Deprofessionalisierungstendenzen gingen die Konstituierung neuer alter Segregationen und Ungleichheiten und – damit verbunden – eine Neuauflage geschlechtlicher Zuteilungen von Arbeit einher (vgl. 182f.). Durch die Übernahme von Leitungs- und Organisationstätigkeiten würden die

diplomierten Pflegekräfte teils aus der Pflege herausgenommen (vgl. 218). Daran werde deutlich, wie Akademisierung und Professionalisierung der einen sich zuungunsten der anderen (etwa der Heimhelferinnen) auswirken können. Bei den einen gehe es schließlich um Professionalisierung eines längst etablierten Berufs; bei den anderen, die am unteren Ende der Hierarchie stehen, um Qualifizierung und Verberuflichung bei noch recht vagem Berufsbild. Dammayr spricht in diesem Kontext von einer Entsolidarisierung einerseits zwischen den Diplomierten und weniger Qualifizierten, andererseits aber auch zwischen unterschiedlichen Segmenten der sozialen Dienste, die sich vor dem Hintergrund geforderter Kosteneinsparungen gegenseitig auspielen (lassen). Es werden also Fragmentierungsprozesse innerhalb der Leistungsgemeinschaft ›Pflege‹ und Ressortstreitigkeiten, aber auch Fragmentierung und Aufkündigung von (vielleicht nie wirklich eingegangenen, aber) naheliegenden Allianzen zu anderen sozialen Diensten angeschnitten.

Die deutliche Intensivierung der Pflegedokumentation weist Dammayr als »Resultat einer Ökonomisierung, der Ausrichtung an Effizienz und Wirtschaftlichkeit und einer damit verbundenen Etablierung outputorientierter Kontrollmechanismen« (220) aus. Besonders ins Auge falle, dass die Dokumentation als schriftliche Beweissicherung für Angehörige und zur eigenen Rechtssicherheit aber in vielerlei Hinsicht defizitär sei, denn »[s]cheinbare ›Banalitäten‹ und Selbstverständlichkeiten werden nicht oder zu wenig dokumentiert« (223). Dass die Pflegerealität in ihrer Vielschichtigkeit keinen schriftlichen Widerhall finde, habe nicht nur mit Zeitmangel und latent erfolgenden Tätigkeitshierarchisierungen zu tun, sondern liege manchmal an »sprachlichen und Rechtschreibhemmungen« (223). Ebenfalls geht die Autorin auf abweichendes Verhalten wie das sogenannte pflegedokumentarische »Kurventuning« ein, das heißt: Es werden in Situationen, in denen einer Vorgabe aus zeitlichen und/oder personellen Gründen nicht entsprochen werden kann, Tätigkeiten eingetragen, die so nicht verrichtet wurden (vgl. 227).

Dammayr liefert eine feinmaschige Beschreibung der vielfältigen Arbeiten und Herausforderungen, die Pflegende leisten bzw. mit denen sie umgehen müssen – darunter Trauerbegleitung im Kontakt mit den Angehörigen der Sterbenden, aber auch Schmerz- und Trauerbewältigung bei sich selbst, insofern über Jahre der Pflege eine Nähe zu Sterbenden entstanden ist (vgl. 204).

Die Studie ist eine Fundgrube für Zitate aus dem Pflegealltag, die auf bestürzende Weise die gegenwärtig geradezu schizoide Systemstörung auf den Punkt bringen: »Pflegestellen werden seit Jahren

massiv abgebaut. Irgendwie interessiert das niemanden. Aber wehe, die Kühlschranktemperatur auf der Station wurde nicht täglich abgelesen, dann läuft das Gesundheitsamt fast Amok.« (228)

Bei der Lektüre erhält der Sozialethiker, der selbst »berufsfremd« und »pfliegerrealitätsfern« agiert, eine Ahnung davon, wie nervtötend es für Pflegende sein muss, wenn ebensolche »Fremden« (aus dem »Kontrollverein«), »die von der Pflege null Ahnung haben« (200), die Einrichtungen supervidieren, die Arbeitsabläufe unter die Lupe nehmen und – zu guter Letzt – rechthaberisch externe Vorgaben durchdrücken oder Empfehlungen abgeben.

Die hervorragende Studie von Dammayr weist kaum Schwachstellen auf. Wo also könnte eine vom Rezensenten ja geforderte Kritik ansetzen? Wohl am ehesten beim Vertrauen auf die subjektiven und diskursiv vermittelbaren (Ungerechtigkeits-)Erfahrungen der Erwerbstätigen. Aus Sicht eines Sozialethikers wäre zu fragen, ob subjektive normative Urteile in diesem äußerst vulnerablen (und damit so aufschlussreichen) Bereich, die sich allein auf ein extraktives Verfahren stützen und nicht noch einmal grundsätzlich auf ihre Verallgemeinerbarkeit hin befragt wurden, tatsächlich eine tragfähige normative Grundlage von Kritik oder einen eher »wackligen Untergrund« bilden. Der zweite Kritikpunkt betrifft die Fülle an Differenzierungen und Begriffen für Ökonomisierungs- und Rationalisierungsprozesse, die Dammayr verwendet. Als Sozialethiker ist man versucht, die feinen Verästelungen und Differenzierungen der Arbeit in einem letzten Schritt aufzuheben, »politisch zügige« Oberbegriffe (oder Begriffe, die man für solche hält) zu suchen und ein (leicht einprägsames) Schema zu bilden. Aber ein solches abschließendes und vereinfachendes »Schubladendenken« dürfte wohl ein Wunsch sein, der für eine soziologisch-empirische Arbeit dieses Ranges nicht satisfaktionsfähig ist.

Wer in Dammayrs Buch nach monokausalen Erklärungen für die »Krisen des Sorgens« (11) sucht, wird enttäuscht. Der Reiz liegt gerade darin, dass die holzschnittartige Konstruktion eines Kausalzusammenhangs vermieden wird und dass außerdem der Fluchtpunkt der Folgen bestimmter Politiken, den man allzu schnell zu kennen vorgibt, noch einmal heilsam irritiert wird. Durch die Fokussierung auf dominierende Narrative und Handlungspraktiken in der Altenpflege, aber auch auf Widerständigkeiten, die ein Kontrastbild zu den manchmal beobachtbaren Irritationsresistenzen im sozialen Dienstleistungsbereich zeichnen, gelingt der Autorin eine ungemein anregende, durch viele O-Töne aufgelockerte Studie, deren Lektüre an keiner Stelle ermüdet.

Drei zentrale Vorzüge der erstklassigen Studie von Dammayr möchte ich abschließend hervorheben: die Nähe zu den Akteur*innen, der Verzicht auf unterkomplexe Erklärungsmuster sowie die Verbindung sozialtheoretischer Einsichten mit Empirie. Mit ihrer Dissertation hat die Autorin einen wesentlichen Beitrag zur Verknüpfung von Soziologie und Ethik geleistet, was im Bereich der Pflege ein dringendes Desiderat ist. Die Problem- und Konfliktlagen in der stationären Altenpflege Österreichs wurden wohl noch nie so anschaulich und empirisch abgesichert vor Augen geführt wie in dem von Maria Dammayr vorgelegten Buch.

⇒ Literaturverzeichnis

Aulenbacher, Brigitte / Dammayr, Maria (2014): Zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Zur Ganzheitlichkeit und Rationalisierung des Sorgens und der Sorgearbeit, in: Aulenbacher, Brigitte / Riegraf, Birgit / Theobald, Hildegard (Hg.): Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime. Care: Work, Relations, Regimes. Sonderband 20 der Zeitschrift Soziale Welt, Baden-Baden: Nomos, 125–140.

Aulenbacher, Brigitte / Dammayr, Maria (Hg.) (2014): Für sich und andere sorgen. Krise und Zukunft von Care in der modernen Gesellschaft, Weinheim / Basel: Beltz Juventa.

Aulenbacher, Brigitte et al. (Hg.) (2017): Leistung und Gerechtigkeit. Das umstrittene Versprechen des Kapitalismus, Weinheim / Basel: Beltz Juventa.

Auth, Diana (2017): Pflegearbeit in Zeit der Ökonomisierung. Wandel von Care-Regimen in Großbritannien, Schweden und Deutschland, Münster: Westfälisches Dampfboot (Arbeit – Demokratie – Geschlecht, 23).

Boltanski, Luc / Thévenot, Laurent (1991 / 2007): Über die Rechtfertigung. Eine Soziologie der kritischen Urteilskraft, Hamburg: Hamburger Edition.

Coser, Lewis A. (1974): Greedy Institutions. Patterns of Undivided Commitment, New York: The Free Press (auf Deutsch: Coser, Lewis A. (2015): Gierige Institutionen. Soziologische Studien über totales Engagement, Berlin: Suhrkamp).

Diaz-Bone, Rainer (2015): Die »Economie des conventions«. Grundlagen und Entwicklungen der neuen französischen Wirtschaftssoziologie, Wiesbaden: Springer VS.

Dubet, François (2008): Ungerechtigkeiten. Zum subjektiven Ungerechtigkeitsempfinden am Arbeitsplatz, Hamburg: Hamburger Edition.

Greiling, Dorothea (2014): New Public Management, Korruption und ein neues Dienstethos im öffentlichen Sektor, in: Aulenbacher, Brigitte / Dammayr, Maria (Hg.) (2014): Für sich und andere sorgen. Krise und Zukunft von Care in der modernen Gesellschaft, Weinheim / Basel: Beltz Juventa, 229–241.

Hürtgen, Stefanie (2014): Der gesellschaftliche Sinn der Arbeit, in: Wetzels, Detlef / Hofmann, Jörg / Urban, Hans-Jürgen (Hg.): Industriearbeit und Arbeitspolitik. Kooperationsfelder von Wissenschaft und Gewerkschaften, Hamburg: VSA, 38–39.

Leitner, Sigrid (2013): Varianten von Familialismus. Eine historisch vergleichende Analyse der Kinderbetreuungs- und Altenpflegepolitiken in kontinentaleuropäischen Wohlfahrtsstaaten, Berlin: Duncker & Humblot.

Möhring-Hesse, Matthias (2008): Verbetriebswirtschaftlichung und Verstaatlichung. Die Entwicklung der Sozialen Dienste und der Freien Wohlfahrtspflege, in: Zeitschrift für Sozialreform 54 (H. 2), 141–160.

Ostner, Ilona (1998): Quadraturen im Wohlfahrtsdreieck. Die USA, Schweden und die Bundesrepublik im Vergleich, in: Lessenich, Stephan / Ostner, Ilona (Hg.): Welten des Wohlfahrtskapitalismus. Der Sozialstaat in vergleichender Perspektive, Frankfurt/M.: Campus (Theorie und Gesellschaft, Bd. 40), 225–252.

Schmid, Tom (2009): Hausbetreuung – die Legalisierungs-Policy in Österreich, in: Larsen, Christa / Joost, Angela / Heid, Sabine (Hg.): Illegale Beschäftigung in Europa. Die Situation in Privathaushalten älterer Personen, München: Rainer Hampp, 53–78.

Ver.di (Hg.) (2013): Arbeitsethos hoch – Arbeitshetze massiv – Bezahlung völlig unangemessen. Beschäftigte in Pflegeberufen – So beurteilen sie ihre Arbeitsbedingungen. Ergebnisse einer Sonderauswertung der bundesweiten Repräsentativumfrage zum DGB-Index Gute Arbeit 2012, Berlin.

Ver.di (Hg.) (2018): Arbeitsbedingungen in der Alten- und Krankenpflege. So beurteilen die Beschäftigten die Lage. Ergebnisse einer Sonderauswertung der Repräsentativumfragen zum DGB-Index Gute Arbeit, Berlin.

Jonas Hagedorn, *1981, Dr. rer. pol., Diplom-Theologe, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Oswald von Nell-Breuning-Institut der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen, Frankfurt/M. (hagedorn@sankt-georgen.de).

Zitationsvorschlag:

Hagedorn, Jonas (2019): Rezension: Ein großer Wurf! Wie Maria Dammayr das Pflegesystem Österreichs analysiert. (Ethik und Gesellschaft 2/2019: Enhancement). Download unter: [https://dx.doi.org/10.18156/eug-2-2019\)-rez-2](https://dx.doi.org/10.18156/eug-2-2019)-rez-2) (Zugriff am [Datum]).



ethikundgesellschaft
ökumenische zeitschrift für sozialetik

2/2019: Enhancement

Hermann Diebel-Fischer: Für mein besseres Ich? – Selbstoptimierung als Technik des Enhancements. Eine theologische Annäherung

Ruth Conrad: Enhancement und Authentizität. Eine praktisch-theologische Spurensuche

Anika Christina Albert: Technische Assistenzsysteme im Alter: Therapie oder Enhancement? Theologisch-ethische Reflexionen angesichts der Leiblichkeit des Menschen

Stefanie Sandra Wiloth: »Human Enhancement« in der Altenpflege. Ein *vertieftes* Verständnis aus gerontologischer und ethischer Perspektive